

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 61 (1981)
Heft: 5: Max Frisch, "nicht ganz leicht zu feiern"

Artikel: Über die Luft zum Atmen
Autor: Schmidt, Aurel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die vierundzwanzigste von Günter Eichs «Formeln»: «Was ich weiss, geht mich nichts an».

AUREL SCHMIDT

Über die Luft zum Atmen

Das politische Leben in der Schweiz besteht aus einer Praxis des Einverständnisses, des Konsenses, des Kompromisses, die erstickend und lähmend ist. Um möglichst viele Menschen in den Konsens einzubeziehen, ist es aber unumgänglich, sich jeweils auf dem kleinsten, überhaupt noch in Frage kommenden Nenner zu einigen. So werden dann die Selbstverständlichkeiten Mode und als überragende Ereignisse gefeiert. Die Folge davon: In der Schweiz zirkulieren nur wenige Ideen. Eigentlich kommt das Land glänzend ohne irgendwelche Ideen aus. Landesverteidigung, Privatwirtschaft, Freiheit, Exportrisikogarantie, das Nein zum Kollektivismus: Begriffe, die zwar von allen verwendet werden, aber nichts bedeuten. Oder niemand kann sagen, was sie bedeuten. Natürlich ist das bequem. Man kann dann Privatwirtschaft sagen und Profit meinen. Man kann Freiheit sagen und seine eigene Freiheit meinen, aber nicht die der anderen, weil die doch nur Missbrauch damit treiben würden. Jede Diskussion wird so zu einem Herauspräparieren von Nuancen, und man bleibt schön unter sich. Neue, das heisst von aussen kommende, also vom Konsens abweichende, kritische Ideen finden in der Schweiz nur schwer Zugang; eigentlich überhaupt keinen. Neue Ideen sind verpönt, verdächtig. Sie stören bloss. Wer in diesem Land Ideen hat, der zieht es vor, auszuziehen. Die Erstickung macht sich andererseits darin bemerkbar, dass die Schriftsteller, sie vor allem, weil sie auf Zeit und Umwelt sensibel reagieren, beinahe geschlossen als geistige Opposition auftreten.

Auch Max Frisch. Er vielleicht am deutlichsten. Ich habe kürzlich noch einmal den «Stiller» gelesen und die Sätze darin über das Gerede über die Freiheit in der Schweiz und die Angst, die sich in Wirklichkeit hinter diesen Freiheitsreden verbirgt. Das Buch ist 1954 erschienen: sagenhaft! Es war ein Aufbruch, der Anfang eines neuen Kapitels der Schweizer Literatur.

Oder ich denke an Frischs Rede aus dem Jahr 1974, als er den Grossen Schillerpreis erhielt. Frisch sprach damals über den Begriff der Heimat, und er meinte nicht die Schweiz als Idylle, die selbstgerechte Schweiz, sondern die politische Schweiz, die ihren hohen Grundsätzen laufend widerspricht.

Max Frisch hat immer wieder darauf aufmerksam gemacht, deutlich, unüberhörbar. Das trug ihm zwar immer wieder Anfeindungen ein (kein öffentliches Wort von ihm, das nicht sofort eine Flut heftiger Reaktionen ausgelöst hätte), aber er hat auf diese Weise immer wieder den Konsens durchbrochen und erreicht, dass in der Schweiz auch Auseinandersetzungen stattfanden (das Gespräch am Fernsehen mit Bundesrat Kurt Furgler), dass Ideen in Umlauf kamen, dass über Dinge gesprochen wurde, die über den engen Tagespragmatismus hinausgingen.

Die Schweiz ist dadurch ein bisschen offener geworden.

GERDA ZELTNER

Leben im Konjunktiv

Nein. Auf einer Seite lässt es sich nicht sagen. Es sei denn, ich streiche alles weg, den Dramatiker, den politischen Streiter, den Tagebuchschreiber, und behalte nur eines, das mir etwas Besonderes bedeutet und dem wohl auch die Literatur – zumindest der Schweiz – die meisten Impulse verdankt: «Gantenbein». Zwar nicht einfach «Gantenbein», nein, *der* «Gantenbein», dem ein «Stiller» vorangegangen war: die Geschichte eines Mannes, der dem Bild, das die Umwelt sich von ihm macht, beharrlich entgegenhält «Ich bin nicht Stiller». Ein grossartiger und zugleich tief in des Autors Welt verwurzelter Einfall. Was aber lief schief, dass er am Ende doch bloss resigniert auf seinem Namen hocken blieb? Viele Antworten legt das Buch uns nahe; vor allem aber zeigt es genau und differenziert, dass mit der Litanei von «ich bin» und «ich bin nicht» keiner aus der Welt der Bildnisse herausgelangt. Und ferner, ebenso existentiell: wenn ein Autor in so gesetzeskonformer Art erzählt, und also das *Bild*, das wir uns von der Gattung «Roman» machen, so genau *bestätigt*, wie sollte da die Botschaft vom Verweigern des Bildnisses, die ja auch eine *anarchische* Botschaft ist, wahr werden können?

Und hernach: «Mein Name sei Gantenbein»: Ein Titel, der eine Literatur versprach, die anderswo beginnt, dort, wo die *Ichverbissenheit* eines Stillers überwunden wäre. Aufgekündigt waren denn auch die Erzählkonventionen. Statt Chronologie die Sequenzen, aufgereiht an dem hypothetischen «Ich stelle mir vor:». Und indem nun nicht mehr das eine aus